Tod im Fernsehsessel

Autor(en): **Glogger, Beat**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **- (2002)**

Heft 54

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-552105

Nutzungsbedingungen

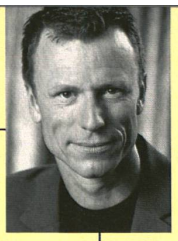
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Beat Glogger ist freischaffender Journalist in Winterthur. Er stellt in dieser Kolumne seine persönliche Sicht der Forschungswelt dar.

Tod im Fernsehsessel

Fussball ist gefährlich. Nicht nur die Spieler auf dem Feld, auch die Zuschauer vor dem Fernsehapparat riskieren Leib und Leben. Dies jedenfalls schreibt die «Süddeutsche Zeitung».[1] Sie berichtet, dass sich an Tagen mit wichtigen Fussballspielen die Häufigkeit von Herzinfarkten bei älteren Männern in Holland um etwa 50 Prozent erhöht. Schrecklich, denken wir und nehmen die Sache etwas genauer unter die Lupe. Doch schnell stellt sich heraus, dass die Aussage der Zeitung nicht zulässig ist. Am Tage des EM-Viertelsfinals Niederlande gegen Frankreich, dem 22. Juni 1996, starben zwar mehr Männer als am betreffenden Stichdatum in anderen Jahren. Aber unbeantwortet bleibt die Frage, ob diese zusätzlichen Todesfälle sich vor dem Fernseher zugetragen haben. Ebenso wenig wird klar, ob es sich bei den Dahingeschiedenen um Fussballfans gehandelt hatte. Eine Zeitungsente also? Weit gefehlt.

Die «Süddeutsche» gibt nur eine wissenschaftliche Arbeit[2] aus einer medizinischen Fachzeitschrift wieder. Allen Ernstes behaupten dort holländische Forscher, dass Fussball am Fernsehen die Gesundheit gefährde. Dies, nachdem sie die holländische Sterbestatistik mehrerer Jahre für das entsprechende Datum plus minus einige Tage ausgewertet haben. Was ihre «Studie» allerdings nebst vielem anderem nicht berücksichtigt: Welcher Wochentag war der Stichtag in den Jahren zuvor und danach?

Wer die Studie genau liest, stellt sogar fest, dass während des fatalen Länderspiels in Holland signifikant weniger Frauen gestorben sind als in anderen Jahren.

Also sind Fussballspiele am Fernsehen gesund und die betreffenden Forscher schlampige Ausnahmen im seriösen Wissenschaftsbetrieb?

«Nein», sagt Hans-Hermann Dubben, Physiker am Institut für Biophysik und Strahlenbiologie der Universität Hamburg. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die statistischen Künste von Fachkollegen kritisch unter die Lupe zu nehmen. Oder besser gesagt: deren statistische Tricks. Dubben stellt fest, dass in der Hälfte aller medizinischen Fachpublikationen statistische Fehler enthalten sind. Es wird rückblickend in riesigen Datenmengen nach Mustern gesucht, ohne vorher zu definieren, wonach man sucht. Dubben: «Wer lange genug sucht, findet immer irgendetwas.» Oft werden die Suchkriterien erst während der Datenanalyse definiert. Dubben verwendet dafür das Bild des texanischen Scharfschützen: «Er schiesst auf eine Wand und zeichnet die Zielscheibe um das Einschussloch.» So werden Zwischenberichte nicht nach vordefinierten Etappen veröffentlicht, sondern wenn man etwas gefunden hat. Dubben: «Das ist, wie wenn man die Siegerehrung genau in jenem Moment des Rennens machen würde, wenn der Favorit in Führung liegt.»

Einem Unerschrockenen, der solche Taschenspielerkniffe aufdeckt, ist die wissenschaftliche Gemeinschaft dankbar, müsste man meinen. Doch sie ist es nicht. Hans-Hermann Dubben berichtete an einem Statistikseminar für Wissenschaftsjournalisten von ähnlichen statistischen Verfehlungen, die er in einer so genannt wegweisenden Publikation[3] in der Radio-Onkologie gefunden hatte. Sein Brief an das Fachjournal sei ein Jahr lang liegen gelassen und danach entgegen den Usanzen ohne Replik der Autoren veröffentlicht worden. Dass der Herausgeber der Zeitschrift laut Dubben gleichzeitig der Chef von zwei der Co-Autoren und führendes Mitglied einer wichtigen Strahlentherapie-Forschungsgruppe der USA ist, erstaunt fast nicht mehr. Hingegen sehr die Reaktion des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Radio-Onkologie: Nachdem das renommierte Hamburger Wochenblatt «Die Zeit» im letzten Dezember ein Interview[4] mit Hans-Hermann Dubben und dessen Fachkollegen Hans-Peter Beck-Bornholdt publiziert hatte, forderte er sie auf, ihre Aussagen über den schlampigen Umgang mit Statistik in der medizinischen Forschung zu korrigieren. Was diese nicht taten. Dafür hat man beim diesjährigen Kongress der Deutschen Gesellschaft für Radio-Onkologie den traditionellen Statistik-Auffrischkurs mit Hans-Hermann Dubben vom Programm genommen.

Ich behaupte – ohne dies statistisch belegen zu können, schlampige Statistik in der medizinischen Forschung ist wesentlich gefährlicher als Fussball am Fernsehen.

[1] Süddeutsche Zeitung 16.1.2001; [2] British Medical Journal, Bd. 321, S. 1552, 2000; [3] Int. J. Radiation Oncology Biol. Phys., Vol. 48, No. 1. pp. 7–6, 2000; [4] Die Zeit 27.12.2001.

B. G.